

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 23 (1947-1948)
Heft: 7

Artikel: Holzfieber im Schwarzwald
Autor: Benz, Konrad
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1069200>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



HOLZFIEBER IM SCHWARZWALD

Ein Tatsachenbericht von Konrad Benz

Illustration von Hugo Laubi

Wenn man sich an einem Samstag in eine der drei ganz nahe dem Grenzübergänge Kreuzlingen-Konstanz gelegenen kleinen Wirtschaften begibt, kann man folgendes beobachten:

An einem großen Ecktisch sitzen ein paar robuste Gestalten bei Wein, Käse und Wurst und diskutieren mit großem Lärm

über belanglose Sachen. Ihre Sprache ist vorwiegend bündnerisch. Dann tritt ein Mann dazu, der durch sein Äußeres von seinen Kollegen etwas absticht. Er trägt einen neuen Ledermantel, auffallende Ohringe und ein buntes Halstuch. Geräuschvoll entnimmt er seiner neuen Schweinsledermappe ein Bündel Hunderternoten,

legt sie auf den Tisch und zahlt den Arbeitern der Reihe nach mehrere Hunderter-scheine und einiges Kleingeld aus. Diese Gestalten sind Schweizer Holzfäller, welche im Schwarzwald Holz schlagen und denen hier auf Schweizer Boden der Lohn in Schweizer Franken ausbezahlt wird. Der Mann, der auszahlt, ist ihr Vorgesetzter — der Akkordant — der es gegen einen Pauschallohn übernommen hat, mit seiner Gruppe von 5—10 Mann einen Holzschlag irgendwo im Schwarzwald zu fällen.

Wenn der Lohn ausbezahlt ist, wird es am Ecktisch noch lauter. Gelegentlich fällt einmal ein Mann unter den Tisch. Stühle und Gläser werden umgeworfen. Die Serviertochter hat alle Hände voll zu tun, das Ausgegossene zusammenzuputzen, neue Weinflaschen auf den Tisch zu stellen, die besonders wilden Gesellen zu beschwichtigen und wie Pferde wieder an ihre Plätze zu stoßen.

Dann geht die Gruppe grölend und singend auf die Straße, um der nächsten Wirtschaft einen Besuch abzustatten. So geht es weiter, bis in die Nacht hinein; am Sonntag fängt es von vorne an, bis die Holzfäller am späten Nachmittag mit Sang und Klang die Grenze wieder überschreiten und dem Schwarzwald zureisen.

Als Nachbar einer dieser Grenzwirtschaften habe ich nachts diese Männer wegen ihres Lärms schon oft in die siebente Hölle verwünscht.

Meine Abneigung gegen die Holzfäller änderte sich aber, als ich einmal zufällig vernahm, daß im Schwarzwald Tagesverdienste von 30—60 Franken gar nichts Außergewöhnliches seien.

War ich doch früher auch einmal Waldarbeiter gewesen, jetzt war ich allerdings Hilfsarbeiter in einer Fabrik. Mein Lohn betrug Fr. 2.10 pro Stunde, der Taglohn zirka Fr. 16.—. Man begreift, daß es meinem Hirn keine Ruhe ließ, als ich von den Löhnen der Holzer hörte. Ich rechnete mir aus, wie gut es meinem Sparkassenbüchlein tun würde, wenn ich auch die Chance hätte, als Holzfäller in den Schwarzwald zu fahren.

An einem heißen Augustabend saß ich in einer der Wirtschaften, wo die Holzer

jeweils zusammenkommen. Ich gestehe, daß mein Herz vor Aufregung stärker klopfte, als mich plötzlich ein Holzer ansprach, der wegen seiner ganzen Aufmachung und der gewandten Redensarten sicher so ein Akkordant sein mußte. Er war wie ein amerikanischer Offizier gekleidet, trug graue Hosen und ein Khakihemd. Auf seiner Brust waren Bundesfeier- und Winterhilfsabzeichen, quasi als Orden, aufgenäht. Er war aber kein Amerikaner, sondern ein waschechter Züribieter aus Dietikon. Er meinte: «He, Sie, Sie haben auch so eine Holzerpostur; Herrgott, wie Sie stark gebaut sind; so einer ist heute ein Mondkalb, wenn er nicht holzen geht. Ich zahle dreieinhalb Franken Stundenlohn, geschafft wird zwölf Stunden im Tag, macht 42 Franken Taglohn und dazu ein prima Fraß: Frühstück Kaffee complet, Znüni Wurst und Brot, abends Käse und Anken und mittags 500 Gramm Fleisch pro Mann, und Frauen hat es in Hülle und Fülle. Man lebt doch nur einmal und muß das Glück am Schopf nehmen, solange es warm ist.»

In solchen Redensarten war Jonny — so hieß der «Amerikaner» — ein Meister. Nicht umsonst war er während vier Jahren auf den Bänken eines Kollegiums in Feldkirch herumgerutscht. Nachher hatte ihn das Schicksal allerdings einige Male hart angepackt, und er verlor kostbare Zeit hinter französischen und belgischen Zuchthausmauern. Noch jetzt ist er unter Vormundschaft, aber das bedeutete kein Hindernis, den Posten eines Vorgesetzten einer Holzfällergruppe zu übernehmen. Von dem allem hatte ich noch keine Ahnung, als ich mich an jenem Abend mit Begeisterung für eine Arbeit von ihm anwerben ließ, die 42 Franken Taglohn einbringen sollte.

Ich übernahm es sogar, noch einige Kollegen aus meinem Bekanntenkreis dafür zu gewinnen.

Wir waren schließlich drei Mann, welche Jonny ihre Pässe überreichten und diese nach zehn Tagen, versehen mit dem Dauervisum der französischen Militärregierung, wieder zurückerhielten. Wir kündigten jetzt unsere Arbeitsplätze und erstanden für 35 Franken in einer Eisenhandlung

das Rüstzeug für einen Holzhacker: eine Axt und einen Schäler, das Instrument zum Entrinden der Bäume.

Jonny kaufte nun in einem Laden, in welchem er Kredit hatte, eine Unmenge Lebensmittel und Getränke, füllte zwei Handkoffer damit und warf in jede Handtasche zuletzt noch unzählige Rauchwaren und Zündholzschachteln. Kaum waren wir über der Grenze, stopfte er aus diesem Vorrat seine Säcke voll Zigarettenpäcklein und Zündhölzer.

Auf dem kurzen Wege zum Bahnhof von Konstanz konnte Jonny nicht umhin, mit uns noch einen kurzen Zwischenhalt in einem indochinesischen Militärdancing — wir würden es anders nennen — zu machen. Er wollte uns beweisen, daß seine Behauptung, es gäbe hier Frauen in Hülle und Fülle, kein leeres Geschwätz war. Ein bleiches deutsches Mädchen, namens Rosina, setzte sich sofort auf Jonnys Knie und nahm ihm zwei Päcklein Zigaretten aus dem Sack. Die andern Mädchen beschenkte er großzügig mit Zündholzschachteln. In dem Raume lag eine bedrückende Schwüle, und wir konnten uns für nichts begeistern. Besonders störte uns das stumpfe Herumstehen der indochinesischen Soldaten. Wir schlichen deshalb einer nach dem andern auf die Straße und warteten, bis sich Jonny von seiner Rosina verabschiedet hatte.

Auch im Zug — wir mußten mit einem Stehplatz im Postwagen vorlieb nehmen — setzte uns Jonny mit seiner Spendefreudigkeit aus dem mitgenommenen Vorrat immer mehr in Erstaunen. Alles, was Uniformen trug, wurde von ihm mit Zigarettenpäcklein beschenkt. Während er mit französischen Offizieren und Unteroffizieren Gespräche über das Wetter und die Frauen führte, ließ er auf der kurzen Strecke von Konstanz bis Radolfszell mehrere der Flaschen Montagner, die wir in Kreuzlingen erstanden hatten, springen.

In Radolfszell mußten wir eine Stunde auf den Anschluß nach Meßkirch — unserem Bestimmungsort — warten. Auch hier wußte Jonny eine französische Kantine, in der man für fünf Franken fünf Flaschen Schaumwein bekommen konnte. Zwei davon

tranken wir an Ort und Stelle; die andern waren leer, als wir abends 9 Uhr in Meßkirch ankamen.

Wein, Weib und Gesang

In Meßkirch fand ich eine anständige Schlafgelegenheit im Dachzimmer eines Gasthauses.

Wer nun geglaubt hat, daß wir diesen ersten Abend in dem anmutig daliegenden alten Städtchen Meßkirch verbringen würden, irrt sich. Jonny hatte schon ausfindig gemacht, daß heute abend in Pfullendorf, etwa 15 Kilometer von hier entfernt, ein Tanzanlaß war. Und so rasten wir noch um 10 Uhr nachts, gewappnet mit einer Menge Flaschen Wein, Käse und Salami, im Mietauto für zehn Schweizer Franken zum Tanz nach Pfullendorf. Ich erwähne diesen Abstecher, weil ich mich hier zum erstenmal in meinem Leben auf ausländischem Boden in einer Gesellschaft von Auslandschweizern — das waren wir jetzt doch — befand, die allerdings diesem Namen wenig Ehre machten. Zu diesem Dancing hatten nur Frauen, französisches Militär und Schweizer Zutritt. Schon vor dem Lokal standen eine Menge Traktoren und Langholztransportwagen mit Schweizer Automobilnummern. Es schien, daß sich hier alle Holzfäller und Holzchauffeure aus dem 50-Kilometer-Umkreis zusammengefunden hatten.

Wir waren nicht wenig erstaunt, als bei unserm Eintritt in das Lokal ganz zufällig unsere Landeshymne « Rufst du mein Vaterland » ertönte. Der Wirt durfte zwar nur Bier ausschenken, doch standen auf jedem Tisch unzählige Weinflaschen. In dem Getümmel von « Wein, Weib und Gesang » sah ich plötzlich das bekannte Gesicht meines Dienstkollegen Fritz Behringer, der in der Rekrutenschule wegen seiner chronischen Bettnässerei eine wenig beneidenswerte Rolle gespielt hatte. Hier erkannte ich ihn fast nicht mehr. Er war schon ziemlich geladen und stets umringt von Frauen und Mädchen, denen er fortwährend Käse und Salami in den Mund stopfte. Plötzlich rief er mir über den Tisch zu: « He, Koni, wer hät au dich zur Schwyz

usegla? Heil dir, Helvetia...» Dann torkelte er zu mir an meinen Tisch, begrüßte mich sichtbar ehrlich erfreut und fragte mich nach dem Zweck meines Hierseins. Als er vernahm, daß ich bei Jonny Holz fälle, machte er eine ablehnende Grimasse und sagte mir ins Ohr: «En Vagant isch na kein Akkordant; paß dänn uf.»

Leider mußte ich dann bald erfahren, daß diese Warnung nur allzu berechtigt war.

Am nächsten Tage hätte die Arbeit im Walde beginnen sollen, aber es war noch nichts vorbereitet und fehlte an allem, in erster Linie an den Werkzeugen.

Bei dem langen Umherstehen und Warten trafen wir einen neuen Kollegen, einen Appenzeller, namens Gusti Zeller, der bereits mehrere Monate bei Jonny gearbeitet hatte. Was dieser uns erzählte, tönte nicht sehr ermutigend. Er war der letzte einer Gruppe von sechs Mann, denen es allen verleidet war, weil sie über ihre Arbeit von Jonny nie eine Abrechnung, höchstens einmal einen knapp bemessenen Vorschuß, dafür aber manchmal wochenlang nichts zu essen bekamen. Zeller mußte dort bleiben, weil er in Meßkirch inzwischen geheiratet hatte und abwarten mußte, bis seine junge Frau — eine ehemalige Gruppenleiterin des Bundes Deutscher Mädchen — die Einreisebewilligung in die Schweiz bekam.

Wochenlang hatte er oft in seinem Zimmer in Meßkirch auf Jonny gewartet, der ihm Geld und Lebensmittel hätte bringen sollen. Als er weder Brot noch einen Pfennig im Sacke hatte, schloß er sich in seiner Not enger an seine Zimmervermieterin — seine jetzige Frau — an und teilte mit ihr das wenige, das sie selbst hatte. Als Jonny dann endlich wieder einmal Kaffee und Schinken brachte, wurde das gerechterweise auch wieder geteilt. So kam eine Gemeinschaft zustande, die schließlich «im Hafen der Ehe» landete.

Jetzt ist er verheiratet, und ich glaube, die energische Frau, die übrigens ein paar Schaltjahre älter ist als er, wird Gusti, mit seinem eher weichen und zarten Gemüt, schon in die Finger nehmen.

Der König der Holzfäller

Am zweiten Tage mußten wir mit dem Auto erst 80 Kilometer weit nach Lenzkirch fahren, um eine Motorsäge und anderes Werkzeug zu beschaffen. Dort lernten wir unsern Oberakkordanten — man nennt ihn «König der Holzfäller» — Freddy Thöndury kennen, einen Mann von bärenhafter Gestalt. Er war vom Kopf bis zu Fuß mit einem grünen Manchesteranzug bekleidet, wodurch er besonders wuchtig wirkte. Er beschäftigte zwölf Unterakkordanten, von denen jeder mit einer Gruppe von 5—10 Mann arbeitete. Er fuhr mit seiner Limousine tagtäglich ganz Süddeutschland auf und ab. Punkto Gerissenheit und Mundfertigkeit stand er unserm Jonny in keiner Weise nach. Es hieß, er verdiene Geld wie Heu. So sah er auch aus.

Freddy hatte hier durch einen Unterakkordanten eine Gruppe von 15 Polen beschäftigt. Ihr Kontrakt war abgelaufen, und nun hätten sie ihr Werkzeug abgeben sollen. Die Polen weigerten sich aber, da sie seit zwei Monaten umsonst auf ihren Lohn warteten. Der Unterakkordant, ein Schweizer, hatte nämlich mit dem Geld, das er für den Zahltag der Polen von Freddy erhalten hatte, ein Auto gekauft und war damit nach Paris durchgebrannt. Auch die für die Polen bestimmt gewesenen Lebensmittelrationen waren seither spurlos verschwunden. Meinen Kollegen und mir schien die Situation hoffnungslos, doch Freddy war einer solchen Lage gewachsen. Aus seiner Aktentasche kramte er sein Checkbuch einer Bank, mit der er früher einmal verkehrt hatte, und mit weltmännischer Geste schrieb er den Polen eine ungedeckte Anweisung von 32 000 Mark auf eine Bank in Baden-Baden heraus. Die Polen konnten schauen, was sie mit diesem Papier bekommen würden, während wir nun nix wie los das Werkzeug aufluden und davonfuhren.

Die Mitesser

So konnten wir am dritten Tag endlich die Arbeit im Walde beginnen. Die Über-

raschungen waren aber noch nicht zu Ende. Jonny setzte uns zunächst auseinander, daß er sich entschlossen habe, uns an Stelle von Stundenlohn wie den andern Arbeitern einen Akkordlohn zu bewilligen. Er zahle statt dreieinhalb Franken Stundenlohn vier Franken Akkordlohn pro Kubikmeter gefälltes, entastetes und ent-rindetes Holz. Pro Tag leiste ein Arbeiter durchschnittlich 10 Kubikmeter. Das war gegen die Abmachung in Kreuzlingen, doch konnten wir nichts dagegen tun; wir glaubten sogar, daß es tatsächlich günstiger sei für uns. Für die Verpflegung stellte er uns fünf Franken pro Tag in Anrechnung.

Bald merkten wir, daß sich bei allen unsern Mahlzeiten jeweils auch noch zehn deutsche Arbeiter an unseren Tisch gesellten, die etwas abseits von uns für Jonny arbeiteten. Was uns angeboten wurde, war ein Eintopfgericht aus Kohlraben und Fleisch, aber so verbrannt, daß es für unseren vorläufig noch verwöhnten Gaumen ungenießbar war und wir rasch nach unserem Rucksack griffen, um von unserem eigenen Vorrat zu zehren.

Teddy hatte uns, bevor er in Kreuzlingen einkaufte, unsere ganzen Rationierungsausweise mitsamt dem Schwerarbeiterzusatz abgenommen.

Bei dieser großen Zahl von Mitessern wunderte es uns nicht, daß wir, statt wie versprochen, Kaffee complet zum Zmorgen, ein Mittagessen mit 500 Gramm Fleisch und Käse und Anken zum Nachtessen, zum Frühstück nur Wasserkaffee mit deutschem Kommißbrot, zum Mittagessen Kartoffeln oder Kohlraben mit höchstens 50 g Fleischmocken und zum Nachtessen wieder Wasserkaffee mit deutschem Kommißbrot und ganz wenig Schachtelkäse erhielten. Von Znüni und Zabig war überhaupt keine Rede mehr.

Der Weg zum Schwarzhandel

Der Wirt des Gasthauses, in dem ich wohnte und wo wir unsere übrigen Mahlzeiten einnahmen, arbeitete mit Jonny zusammen. Die Lebensmittel, die dieser in Kreuzlingen mit unseren Lebensmittel-

karten einkaufte, wurden in der Regel beim Wirt abgeliefert. Er durfte uns Holzfällern davon, soweit etwas vorhanden war, Tabakwaren, Getränke, Wurst, Käswaren und Schokoladen aushändigen, zu den gewöhnlichen Schweizer Preisen. Was wir so nebenbei kauften, wurde aufgeschrieben, um dann bei der Lohnabrechnung abgezogen zu werden. Da kam es vor, daß dieser oder jener Kollege beim Wirt so viel Schulden hatte, daß ihm bei der Lohnabrechnung nichts ausbezahlt wurde, weil er mehr gebraucht als verdient hatte. Denn unsere wachsende Unzufriedenheit suchte Jonny dadurch zu zerstreuen, daß er uns an den Abenden mit allen möglichen Sensationen mit Frauen usw. aufwartete. Dazu brauchten wir Getränke, Rauchwaren und Schokoladen. So fuhren wir eines Nachts noch einmal nach Konstanz, um dort in dem aus der Vorkriegszeit noch berühmten Dancing «Corso» das Nachtleben unter französischer militärischer Aufsicht kennenzulernen. Mit seinen vielen Zigaretten, die er freigiebig verteilte, spielte Jonny wie immer den Siech. Durch den Oberkellner, dem er eine Anzahl Zigaretten in die Hand drückte, befahl er sich einige Frauen an unseren Tisch, mit denen er dann ein anregendes Gespräch über die Liebe der Nachkriegszeit führte. Der Schlußeffekt war, daß die drei Damen erwarteten, von uns nun ein Pfund Kaffee zu bekommen und nach Hause begleitet zu werden. Jonny verschwand auch alsbald mit der jüngsten, während wir die beiden übrig gebliebenen Kriegswitwen allmählich sitzen ließen und den Abend mit Tanzen — wie es bei uns Brauch ist — verbrachten.

An einem andern Abend führte er uns nach Sigmaringen oder Pfullendorf.

Wer sich so mit den Weibern einläßt, kommt unwillkürlich auf eine schiefe Bahn. Wenn die Wünsche einer solchen Frau sich anfänglich noch auf eine Tafel Schokolade oder ein Pfund Kaffee beschränken, so muß er nach kurzer Zeit schon Umschau halten, wo er am billigsten zu Strümpfen, Wäsche und Kleidern für seine Angebetete kommt. Zum Schluß steht er mitten drin im Schwarzhandel.

Wer die Arbeit kennt . . .

Die Arbeit in den Wäldern ist die schönste Arbeit, die ich je verrichtet habe. Da im letzten Spätsommer ein sonniger Tag dem andern folgte, erlebte ich im Walde jeden Arbeitstag als neuen Festtag. Nicht umsonst heißen die Wälder in dieser Gegend «holge Wälder» = heilige Wälder. Wenn für ein paar Sekunden die Äxte schweigen, oder während der Mittagsruhepause, hat die lautlose Stille eines Holzschlages wirklich etwas Weihevolltes in sich. Die Heimkehr nach Feierabend, bei untergehender Sonne, mit der Axt auf der Schulter und dem Gefühl geleisteter schwerer Arbeit, war ein Genuß, der mich immer wieder aufs neue begeisterte und der einen die Widerwärtigkeiten der Sorgen um die Verpflegung und den Lohn fast vergessen ließ.

Jonny selbst beteiligte sich nie an der eigentlichen Arbeit im Walde. Er glaubte, daß er dazu zu zarte Hände habe. Tatsächlich, so erzählte mir Zeller, habe er früher einmal mitgearbeitet, sich aber dabei die Hände so zerschunden, daß er nachher sechs Wochen lang mit verbundenen Fingern herum gelaufen sei. Dafür stolzierte er jeweils, meistens in Damenbegleitung, im Wald umher. Einmal kam das Mädchen Rosina mit ihm, das wir im Indochinesen-Dancing in Konstanz kennengelernt hatten. Ein andermal stellte er uns ein 18jähriges Mädchen namens Ilse aus Lindau als seine Sekretärin vor, eine hübsche Bohne. Sie kam einige Tage jeden Morgen, um die Stämme mit einem Meßband und einer Kluppe zu messen. Manchmal half sie beim Abkochen in der Waldhütte, dann verschwand sie wieder mit Jonny.

An einem Samstag fuhren wir zur ersten Lohnabrechnung nach Kreuzlingen. Schon diese Abrechnung war nicht in Ordnung. Für die ersten drei Tage, an denen wir hauptsächlich herumstanden und Werkzeug beschaffen, und für die uns Jonny laut Abmachung den Stundenlohn von 3½ Franken hätte zahlen müssen, erhielten wir nichts. In den übrigen 9 Tagen hatten wir vier Schweizer Holzer zirka 250 Kubikmeter geleistet zu 4 Franken = 1000 Fran-

ken. Das machte also pro Mann 250 Franken. Davon wurden 5 Franken pro Tag für die Verpflegung und das, was wir beim Gastwirt gekauft hatten, abgezogen, so daß mir noch 96 Franken übrig blieben. Der Verdienst war also gewiß nicht höher als in der Schweiz.

Den deutschen Arbeitern war der Lohn in Meßkirch ausbezahlt worden. Sie erhielten einen fixen Taglohn von 20 Mark, was in Schweizer Franken umgerechnet den lächerlichen Betrag von 50 Rappen ausmachte. Dazu Verpflegung aus unseren Rationen.

Theorie und Praxis

Bei unseren kurzen Aufenthalt auf Schweizer Boden erkundigte ich mich da und dort über die Vorschriften und Usanzen in der Entlohnung und Verpflegung der Holzhacker.

Bekanntlich sind die deutschen Wälder durch die Ausbreitung des Borkenkäfers von einer großen Katastrophe betroffen. Im Schwarzwald soll eine Million Kubikmeter Nadelholz von dieser Seuche befallen sein, weil die deutschen Förster während des Krieges die Wälder nicht mehr richtig pflegen konnten. Jetzt müssen die bereits befallenen und die gefährdeten Wälder durch Kahlschläge gerodet werden.

Zwischen der französischen Militärregierung und dem eidgenössischen Forstinspektorat ist ein Abkommen getroffen worden, nach welchem eine Anzahl schweizerische Holzfirmen (Importeure) berechtigt werden, im Schwarzwald solche Käfer-Holzschläge zu einem Preis von 22 bis 32 Franken pro Kubikmeter stehendes Holz (der Preis schwankt je nach dem Durchmesser der Holzstämme) zu erwerben. Es handelt sich im ganzen um zirka 300 000 Kubikmeter, welche von zirka 10 Schweizer Holzhandelsfirmen während eines Jahres eingeführt werden sollen. In diesem Abkommen ist es vorgeschrieben, daß das Fällen, Entrinden und Entasten und der Transport in die Schweiz mit schweizerischen Arbeitskräften und schweizerischen Werkzeugen vorgenommen werden müsse; die Entlohnung müsse in Schweizer Valuta

und auf Schweizer Boden stattfinden, und die Arbeiter müßten mit Nahrungsmitteln, die aus der Schweiz ausgeführt werden, verpflegt werden.

Die französischen und deutschen Behörden hatten ihre guten Gründe für diese Vorschrift. Sie wollten verhindern, daß die Schweizer durch günstigere Lohn- und Verpflegungsangebote die wenigen deutschen Holzfäller, die noch da sind, zu sich locken.

Über die Lohnverhältnisse erfuhr ich, daß die Importeure den Akkordanten, die quasi als Unternehmer die Rodungen vornahmen, pro Kubikmeter Holz, das entrinde und entastet sein mußte, zirka 6 oder 6.50 Franken bezahlten. Diese Oberakkordanten beauftragten Unterakkordanten, die Arbeitskräfte anzuwerben und bezahlten ihnen pro Kubikmeter 5 bis 5.50 Franken; während die Holzarbeiter vom Unterakkordanten pro Kubikmeter je nach Abmachung 3.50 bis 4.80 Franken erhielten.

Ein ähnliches Akkordverhältnis besteht auch zwischen Speditionsfirmen, Transportwagenbesitzern und Chauffeuren, welche die Aufgabe haben, das Holz aus dem Walde zu schleppen, aufzuladen und über die Landstraße in die Schweiz ins Lager der Holzimporteure zu führen.

Für die Verpflegung der Mannschaft erhält der Holzimporteur von der Sektion Ein- und Ausfuhr in Bern für jeden Monat eine sogenannte Lizenz. Er muß monatlich eine Liste aufstellen mit den Namen der Schweizer Holzhacker. Auf Grund dieser Liste darf er ein bestimmtes Quantum Lebensmittel pro Mann ausführen. Die ausgeführten Lebensmittel sind also für den auf der Liste namentlich aufgeführten Holzfäller bestimmt, und nicht für die deutschen Arbeiter, noch weniger für den Schwarzen Markt.

So lauteten die Vorschriften. Da aber in den ausgedehnten Wäldern die Vorgänge nicht immer kontrolliert werden konnten, sah es in der Praxis ganz anders aus.

Schluß mit Jonny

Da unser Zahltag so mager ausgefallen war, überlegten wir uns erst lange, ob wir

DENKSPORT- AUFGABEN

Wir bringen Ihnen hier ein paar Rätsel und Scherzfragen, die zur Zeit, als der Großvater die Großmutter nahm, sich großer Beliebtheit erfreuten.

1. Zwei Brüder gehen auf einem weißen Feld spazieren; der eine ist groß, der andere klein. Der Kleine hat aber mehr zu sagen als der Große. Was ist das?

2. Ein Huhn hat in 18 Tagen 4 Eier ausgebrütet. Wieviel Zeit würde dasselbe Huhn für 2 Eier brauchen?

3. Es sieht aus wie eine Katze,
Hat Haare wie eine Katze,
Maust wie eine Katze —
Und ist doch keine Katze.
Was ist das?

4. Was heißt das: ☐ ☐ ☐

5. In welchem Monat ißt man in Bern am wenigsten?

Lösung Seite 88.

überhaupt weiter für Jonny arbeiten sollten. Wir glaubten aber, das sei jetzt nur der schwere Anfang gewesen, es müsse ja besser kommen, und entschlossen uns, bis zum nächsten Zahltag noch einmal mitzumachen.

Als wir am Montag nach dem Zahltag wieder nach Meßkirch zurückkamen, stand ein mit Lebensmitteln aller Art vollbeladener Lastwagen vor unserm Gasthaus. Es waren die Waren, welche Jonny als vierzehntägige Verpflegung für uns in Kreuzlingen gekauft hatte. Der Wirt rief zum Fenster hinaus: «Das Berühren mit den Pfoten ist verboten!» Das konnte uns aber nicht hindern, eine nähere Untersuchung der Fracht vorzunehmen. Das Herz lachte uns, als wir da eine Menge Packungen von Eiernudeln, Gemüsekonserven, Kondens-

milch, ja sogar Ananas, Kompott und richtige Konfitüre fanden. Wir waren nun sicher, daß wir uns keine Sorgen mehr über das Essen machen mußten. Unsere Ent-rüstung war aber groß, als wir trotzdem tagtäglich immer das gleiche Eintopfgericht — Kartoffeln und Fleisch — und immer das gleiche Morgen- und Nachtessen bekamen wie bisher, ohne jede Spur von den schönen Sachen im Lastwagen, der schon längst weitergefahren war. Es war uns jetzt klar: unsere guten Lebensmittel wanderten auf den Schwarzen Markt.

Gerne hätten wir uns einmal mit Jonny über diese Fragen unterhalten, aber er kam uns seit dem Zahltag nicht mehr unter die Augen.

Die Arbeit im Walde ging auch vorwärts ohne ihn, das stimmte. Als aber der nächste Zahltag schon wieder in die Nähe rückte und wir stolz auf unsere Leistungen im Walde blicken konnten, fragten wir uns gespannt, wann denn unser Chef, der Jonny, sich wieder zeigen würde. Da erhielten wir am Tage vor dem Zahltag ein Telegramm aus Lindau: « Bin verunglückt, komme in drei Tagen. Jonny. » — Vom Zahltag war jetzt keine Rede. Am nächsten Mittwoch endlich kam Jonny mit verbundenem Kopfe und einem blauen Auge. Wir erfuhren nie, was sich abgespielt hatte.

Jonny wollte immer noch nichts davon hören, wenn man ihn an die längst fällige Lohnabrechnung erinnerte, sondern wies mit dem Finger auf seine Löcher im Kopf. Er war der Meinung, mit solch einem Schädel könne er nicht in die Schweiz einreisen.

Er kümmerte sich um nichts mehr. Die kleine Sekretärin war seit seinem Unfall in Lindau nicht mehr erschienen. Im Walde häuften sich die von uns geschlagenen Stämme und sollten schon lange abgeschleppt werden. Schon zweimal war der Revierförster erschienen, welcher die Arbeiten im Walde beaufsichtigte, hatte die gefällten Stämme gemessen und Jonny die Bescheinigungen ausgehändigt, gegen die ihm von der Holzimportfirma in der Schweiz die Akkordlohnsumme zur Verfügung gestellt wurde.

Endlich, sechs Wochen nach der letz-

ten Auszahlung, hieß er uns nach Kreuzlingen kommen. Er händigte uns jedem eine Akontozahlung von 300 Franken aus, während wir geglaubt hatten, mindestens zwölfhundert Franken pro Mann zugut zu haben. Für die definitive Abrechnung vertröstete er uns auf einen spätern Zeitpunkt, wenn einmal die Stämme aus dem Walde geschleppt sein würden. Unsere Empörung war groß. Ein Teil der Arbeiter beschloß nun, solange von der Arbeit wegzubleiben, bis unser verdienter Lohn voll und ganz ausbezahlt worden war. Das Geld ist uns aber Jonny heute noch schuldig.

Holzfäller in Limousinen

Aber nicht nur in unserer Gruppe ging es so willkürlich zu und her. Noch andere Akkordanten waren dafür bekannt, daß sie entweder abgemachte Löhne nicht auszahlten oder ihre Arbeiter, statt mit den aus der Schweiz eingeführten Lebensmitteln, mit Ersatzkaffee, Kommißbrot und Kartoffeln verpflegten.

Obschon die Behörden gegen Mißbräuche energisch einschreiten, kommt es oft vor, daß Akkordanten deutsche Arbeitskräfte gegen Markentlohnung oder sogar nur gegen das Versprechen von Liebesgabenpaketen beschäftigen, das dann nicht einmal immer eingehalten wurde.

In solchen Fällen sind die Gewinne manchmal ganz beträchtlich. So kannte ich eine Gruppe von nur drei Schweizern, die mit ihrer eigenen Motorsäge die Bäume fällten, dazu drei deutsche Arbeiter zum Entasten und drei deutsche Mädchen zum Ent-rinden beschäftigten. Sie brachten es so auf 80 Kubikmeter im Tag. Die Deutschen erhielten 15 bis 20 Mark, während von den Schweizern jeder täglich einen Gewinn von 90 Schweizerfranken buchen konnte.

Das sind Ausnahmen. Aber es ist doch außer Zweifel, daß die Verdienste für einen Schweizer Holzfäller — sofern er von seinen Vorgesetzten nicht über die Ohren gehauen wird — ganz beträchtlich über dem Lohnniveau eines Waldarbeiters in der Schweiz liegen könnten.

Es kommt sicher nicht von ungefähr,

daß es immer mehr Akkordanten gibt, die mit eigenen nagelneuen Limousinen zwischen der Schweiz und den Arbeitsplätzen in Süddeutschland hin und her fahren. Wenn es einem gelingt, längere Zeit von den Behörden unbemerkt eine Anzahl Deutsche zu beschäftigen, so ist er in einigen Monaten ein gemachter Mann.

Ein Chauffeur erzählte mir kürzlich von einem solchen Schweizer Akkordanten, der neben sieben Schweizer Holzfällern noch 15 Deutsche beschäftigt. Damit er persönlich ja mit der eigentlichen Arbeit nicht zu nahe in Berührung kam, mußte er — wie Jonny — noch eine Sekretärin haben. Als der Chauffeur diesen Herrn wegen einer geschäftlichen Angelegenheit vormittags um halb 12 Uhr aufsuchte, lag er noch im Bett.

Die Opfer des Berufes

Das Lohnakkordsystem soll den Arbeiter zu vermehrter und rascher Arbeitsleistung anspornen. Schon mancher Schweizer Holzfäller hat aber die allzu große Hast und die damit verbundene Unvorsichtigkeit mit dem Tode bezahlt, indem er von einem stürzenden Baum erschlagen oder beim Abschleppen von einem rollenden Stamm erdrückt wurde.

Auch die Chauffeure wollen Geld verdienen und arbeiten im Akkord. Es muß einen nicht wundern, wenn bei dieser Eile leider auch viele Unglücksfälle zu beklagen sind.

Am meisten gefährdet ist bei den Langholztransporten der Hintermann, der sogenannte Schwieger, der die Aufgabe hat, die Hinterräder um die Kurven zu steuern. Ich möchte diesen Posten nicht übernehmen. Es ist schon vorgekommen, daß während der Fahrt die Stämme in Bewegung gerieten, nach hinten rutschten und den unglücklichen hintern Steuermann erdrückten. Kürzlich passierte es einem solchen Schwieger, der allerdings schon angeheitert seinen Platz auf den hintern Rädern bestiegen hatte, daß er während der Fahrt einschliefl, vom Sitz herunterfiel, aber mit seinen Breecheshosen am Sitze hängen blieb

und mit einem Tempo von 50 Kilometern buchstäblich zu Tode geschleift wurde.

Ich mußte nicht lange suchen, bis ich bei einer Gruppe, die in einer andern Gegend des Schwarzwaldes arbeitete, Arbeit fand. Der Akkordant bezahlte 3½ Franken Stundenlohn und verpflichtete sich, auch im Winter, wenn der Schneeverhältnisse wegen gefeiert werden müsse, 80 % des normalen Tagesverdienstes auszuzahlen. Gegenüber Jonny waren die Verhältnisse hier wie Tag und Nacht. Der Akkordant, ein ruhiger Mann aus Schwyz, arbeitete selbst tatkräftig mit und hielt streng darauf, daß sich die Arbeiter auch in der freien Zeit zu keinen Exzessen hinreißen ließen, weil er mit Recht befürchtete, daß sonst die Arbeitsleistung beeinträchtigt würde. Die Arbeit war streng, aber ergiebig, und jeden zweiten Samstag wurde uns der Lohn auf Grund einer klaren Abrechnung in Koblenz an der Schweizer Grenze anstandslos ausbezahlt.

Alle Mahlzeiten wurden in einem Gasthof in St. Blasien mit vollwertigen Lebensmitteln, die in Koblenz eingekauft worden waren, verabreicht, und Unterkunft fand ich bei einer deutschen Familie, die gerne bereit war, näher zusammenzurücken, um dafür einen Schweizer Holzfäller auf dem Zimmer zu haben. Die Hausfrau durfte dadurch hoffen, daß ihr das Schweizerlein über die ärgste Not und Entbehrungen hinweghelfen könne.

Holzfäller und Filmdiva

Das Verhältnis der Schweizer Holzfäller zu den Hausfrauen, bei denen sie stationiert sind, ist überhaupt ein Kapitel für sich. Ich kenne Holzfäller, die sich verpflichtet fühlen, für sieben- bis zehnköpfige deutsche Familien zu sorgen, und immer, wenn sie in die Schweiz hinunterkommen, eine ganze Liste von Besorgungen für ihre Hausleute erledigen müssen.

In der Gegend von Meßkirch kannte ich eine Gruppe von acht Mann, alles junge Bündner aus dem Hinterrheintal. Am Samstag, als ich meine Stelle bei Jonny verließ, heiratete schon der fünfte davon ein deut-

sches Mädchen. Mit einer einzigen Ausnahme sind es alles Bauerntöchter. Die Söhne aus dem Bündnerland haben also vielleicht die Chance, einmal so ein Heimet im Badischen zu übernehmen.

Einfach lachhaft finde ich es aber, wenn so ein 50jähriger Bergbauer aus dem Puschlav mit einer Baronin von Schinken-berg, die es mit dem Ostflüchtlingsstrom hierher verschlagen hat, herumzieht und vom Schweizer Konsulat die Papiere für seine Vermählung mit der Baronin anfordert.

Oder wenn ein 25jähriger Holzfäller, der inzwischen Akkordant geworden ist, die zirka 40 Lenze zählende deutsche Filmdiva Camilla Horn, die er zufällig auf seinen Autoreisen kennenlernte, gleich vom Flecke weg heiraten und zur Schweizerin machen will und dann von der Zivilstandsbehörde abgewiesen werden muß, weil die gesetzliche Wartefrist seit ihrer letzten Scheidung noch nicht abgelaufen ist.

Noch einmal Jonny

Von Jonny hörte ich erst wieder etwas, als ich über Weihnachten in Kreuzlingen auf Urlaub war. Seine Tätigkeit im Dienste des schweizerischen Außenhandels hatte frühzeitig ein unrühmliches Ende genommen. Er war von den französischen Behörden wegen Schwarzhandels gesucht gewesen und wurde, gerade als er 3000 Franken über die Grenze schmuggeln wollte, verhaftet. So hat sich schließlich das Sprichwort vom lieben Gott, der die Bäume nicht in den Himmel wachsen läßt, doch noch bewahrheitet.

Es wäre nun ungerecht, wenn ich zum

Schluß nicht auch erwähnen würde, daß es unter den rund tausend Schweizer Arbeitern, die in den Holzschlägen im Schwarzwald beschäftigt sind, viele Gruppen und Akkordanten gibt, die ihrer Aufgabe seriös, fleißig und unter Mißachtung aller Versuchungen, die sich aus den anormalen Umständen ergeben, nachgehen. So lernte ich eine Familie aus St. Antönien im Prätigau kennen, einen Vater mit zwei Söhnen, zwei Männern aus der Verwandtschaft und der Braut eines Sohnes. Diese Gruppe schloß ihren Kontrakt direkt mit einer Importfirma ab und erhält 6 Franken pro Kubikmeter. Die Männer sind nun schon seit acht Monaten an der Arbeit, ohne nach links und nach rechts zu schauen. Die Braut des Sohnes besorgt die Küche, und der Vater kommt alle 14 Tage mit seiner zukünftigen Schwiegertochter nach Kreuzlingen, um hier die Lebensmittel, vorwiegend Mais, Brot, Fleisch und Butter, einzukaufen. Es finden keine Lohnauszahlungen mit anschließenden Trinkgelagen statt, sondern der Vater läßt das Geld von der Importfirma auf die Sparkassenbüchlein aller Beteiligten in Chur überweisen. Diese einfachen Bergbauern haben die Gelegenheit richtig genutzt und werden sich, wenn die Holzschläge im Schwarzwald einmal zu Ende sind, ein kleines Vermögen erarbeitet haben. Noch viele solche Gruppen von Bündner Bergbauern besorgen so in aller Stille ihre Holzschläge in den abgelegensten Gegenden des Schwarzwaldes. Sie machen nicht viel von sich reden, sondern verrichten als erfahrene Holzfäller ihre Arbeit, wie sie es in den unwirtlichen Gegenden ihrer Heimat gewohnt sind.